

EVA SITTIG-EISENSCHITZ

An den Fronten des Spanischen Bürgerkriegs

Eva Sittig-Eisenschitz, geborene Laufer (1912-1991), war von August 1936 bis September 1938 mit ihrem damaligen Mann Hans Sittig in Spanien. Sie hatte enge Verbindungen zur POUM, der halbtrotzkistischen Partei, die auch ein Sammelbecken für andere linkssozialistische Kräfte darstellte. An verschiedenen Orten in Spanien war sie als Krankenschwester tätig, bis sie im August 1937 von den stalinistischen Kommunisten in der Wohnung von Andreu Nin verhaftet wurde und die folgenden dreizehn Monate im Gefängnis von Barcelona verbrachte. Eva Sittig-Eisenschitz lebte bis zu ihrem Tod in London.

Eva Sittig-Eisenschitz

August 1936, einen Monat nach Ausbruch des Bürgerkrieges in Spanien, kamen wir in Perpignan an. Ein Lastwagen sollte uns (Hans, mich und ein paar Genossen, die schon gewartet hatten) nach Port Bou bringen. Es war eine haarsträubende Fahrt, scharfe Kurven hinauf auf die Pyrenäen und genauso steil wieder herunter, mit einer irren Geschwindigkeit. Wenn ich religiös gewesen wäre, hätte ich gebetet. Aber wir kamen in Port Bou an und fuhren weiter im Auto nach Barcelona ins Hotel Falcon auf der Rambla Catalana, dem Hauptquartier der POUM.

Die Stimmung in Barcelona war unbeschreiblich. Man könnte sagen, wir waren »high«, wie nach Drogengebrauch, es war berauschend und berauscht. Von früh bis spät spielten die Leierkästen auf der Rambla revolutionäre Lieder. Das konnte natürlich nicht anhalten; aber während es andauerte, war es unwiederholbar.

Alle 58 Kirchen in Barcelona waren niedergebrannt, manche rauchten noch. Nur die große Kathedrale der »Familie Sagrada« von Gaudi widerstand allem – sie ist aus Zement. Die Milizionäre, ohne Uniform, aber mit den Armbändern der POUM oder der CNT (Anarchisten), den Gewehren über der Schulter, fuhren früh an die Front, kamen zum Mittagessen nach Haus, hielten ihre Siesta und zogen gegen vier Uhr nachmittags wieder ab.

Das Hotel Falcon wimmelte von Ausländern, meist Amerikanern, Franzosen, deutschen und italienischen Emigranten. Manche hatten schon jahrelang in Spanien gelebt und sich sofort zur Verfügung gestellt. Organisiert wurden wir von Else, einer Deutschen, die fließend Spanisch sprach. Ihr Mann Gerhard war als Sanitäter an der Front.

Die großen Villen auf den Hügeln um Barcelona waren von ihren Besitzern verlassen und besetzt. Sie dienten jetzt den Behörden als

Verwaltungszentren. Wir durften hinein und wurden bereitwillig herumgeführt. Die Erschießungen der Geistlichen, Großbauern und Fabrikbesitzern waren vorbei und die Revolution spielte sich ein. Die treibenden Kräfte waren die Anarchisten und die POUM. Der Bürgerkrieg wurde nicht mehr als eine vorübergehende Lappalie angesehen, die Miliz exerzierte – immer noch ohne Uniformen – und mit der Munition mußte sehr gespart werden. Dann kam ein Schiff aus Mexiko, die Magallanes, mit 20.000 alten Mausergewehren und 20.000.000 Patronen. Es war nicht viel, aber es kam im richtigen Augenblick und es waren keine Bedingungen daran geknüpft. Der Jubel war unbeschreiblich. Die ersten Offiziere wurden gewählt und ihre Anordnungen wurden – nach eingehender Diskussion – befolgt.

Wir bekamen ein Taschengeld und hielten uns zur Verfügung. Am zweiten Abend trafen wir eine frühere Schulkameradin von mir aus Berlin, die mit ihrem Freund seit 1933 in Katalonien gearbeitet hatte. Große Freude. Sie luden uns ein und schenkten mir ein paar Schuhe für die Front. Am nächsten Tag fand ich einen Zettel im Hotel: »Wir sind nach Paris abgereist.« Ich war maßlos enttäuscht. Nichts hatte darauf hingedeutet, daß sie gegen die Revolution waren. Für uns als deutsche Antifaschisten war es eine moralische Verpflichtung, der spanischen Republik zu helfen. Und die beiden waren abgereist! Vielleicht waren wir naiv.

Ich wartete auf die nächste Ambulanz, die an die Aragonfront gehen sollte. Die erste war voll gewesen. Eine deutsche Krankenschwester, Ruth, war mitgefahren. Wir hofften, daß wir uns treffen würden. Sie kamen nie an: In der ersten Nacht auf dem Weg zur Front hatten Francos »Mohren« sie überfallen, barfuß, mit krummen Messern, und hatten allen die Kehle durchgeschnitten. Ich mußte Ruths altem Vater schreiben und ihm ihren Heldentod schildern. Die Wahrheit konnten wir ihm nicht sagen.

Die ersten spanischen Frauen, mit denen ich sprach, wollten wissen, wie wir es machten, nicht jedes Jahr ein Kind zu bekommen. Sie sparten sich Geld vom Haushalt ab, damit der Mann ins Bordell gehen konnte. Und nur männliche Kinder zählten. Ein spanischer Genosse erzählte mir, daß er keine Kinder habe. Sein Kamerad grinste und sagte: Er hat sechs Töchter.

Ein anderer Punkt: Sie wollten wissen, warum ich nach Spanien gekommen war; und warum ich sogar bereit war, mich von meinem Mann zu trennen, um an die Front zu gehen. Das konnte unmöglich politische Gründe haben, es konnte nur heißen, daß ich nach einem Mann suchte. Und detaillierte Anträge hagelten auf mich ein. Wir hatten stundenlange Diskussionen über die Rolle der Frau in der sozialistischen Gesellschaft. Lenin hatte recht: »Die Emanzipation der Frauen muß mit den Männern anfangen.«

Wir waren sechzehn Leute in der Ambulanz, die von der englischen ILP gestiftet wurde. Unser Standort war Tierz, ein Dorf nahe bei Huesca, das in Francos Händen war. Die aragonesischen Pyrenäen standen blau und schneebedeckt im Hintergrund. Die Front stagnierte. Mein erster Todesfall, dem ich als Sanitäterin begegnete, war charakteristisch für die spanische Mentalität. Der »ideale Menschentyp« würde die preußische Disziplin mit der

»Alles war bisher ein Anreisen, ein erstes Aufspüren gewesen, jetzt waren wir tief in einem Land, das wir schon, ohne noch dessen Sprache zu kennen, als unser eignes ansah, denn wir hatten schon kein andres Land mehr als dieses. Wir befanden uns in einer Armee neuer Art, in einer Armee, die nichts erobern wollte als die Befreiung von Unterdrückung, die niemandem zur Bereicherung verhelfen, sondern das Ende jeder Ausbeutung herstellen sollte. Wir waren nicht eingezogen worden in diese Armee, waren nicht gezwungen worden zum Kämpfen, freiwillig, aus eigenem Entschluß, war jeder gekommen. Zum ersten Mal standen wir außerhalb des Bereichs der Übermacht, die sonst auf unsre Schritte, unsre Handlungen eingewirkt hat.«

Peter Weiss: Die Ästhetik des Widerstands, Berlin 1987, Erster Band, S. 201.

»Waren wir in unsrer materiellen Ausrüstung unterlegen, so durften wir uns nie in ideologischem Selbstvertrauen eine Blöße geben, unser Wille zur gesellschaftlichen Veränderung war groß, haltbar aber war er nur, wenn er zu einem unzerbrechlichen Zusammenschluß fand. Wir prüften einander, und uns selbst, vor dem Dualismus, der in den Aufgaben offenbar wurde, wir versuchten, die Zwistigkeiten gegeneinander abzuwägen, um einzustehen für das Ganze. Alle, die sich nach Spanien begeben hatten, waren erfüllt vom Stolz, von der Empfindung, das

Richtige zu tun. Sie kamen aus Ländern, die sich zwar demokratisch nannten, die jedoch alles getan hatten, um die Abreise der Freiwilligen zu behindern, um die entstehende Einheitsfront zunichte zu machen und den spanischen Volkskrieg zu isolieren. Sie waren aus Überzeugung gekommen, die Politik des Ausweichens, den Betrug, die Erpressungen ihrer Regierungen überwindend. Zu der Bereitschaft, das Leben einzusetzen, gehörte die Forderung, als gleichberechtigt anerkannt und gewürdigt zu werden. Ihre Entschlossenheit war getragen von einem Klassenstandpunkt, der in den eigenen Reihen zunächst überall auf Übereinstimmung traf, dann aber nach differenzierter Auslegung verlangte.« Ebenda, S. 205.

»Die herrschenden Schichten des Lands, aufgescheucht von der Andeutung einer Einigkeit innerhalb der Arbeiterklasse, ließen ihr Militär auf die isolierten Aufständischen einschlagen, mit einer Gewalt und Brutalität, die Vorbote der falangistischen Konterrevolution war. Gegen drei Armeekorps mit Tanks, schwerer Artillerie und Luftgeschwadern hatten sich die Arbeiterregimenter mit zusammengerafften Pistolen und Flinten zu wehren, und wenn es ein Blutbad genannt wurde, so war dies buchstäblich zu verstehen, als eine Raserei

spanischen Individualität vereinigen. Zum Beispiel wurde es nicht als »männlich« empfunden, Latrinen im Unterstand zu benutzen. Man machte das im Freien und im Stehen. So verloren wir mehrere gute Genossen. Auch das Ausheben von Gräben widersprach der Männerwürde.

Ich traf Gerhard, Elses Mann. Er war Intendant am Breslauer Schauspielhaus gewesen, sprach fließend Spanisch und konnte stundenlang über Kunst sprechen. Wir lasen zusammen den Don Quijote.

Die Nächte im Oktober waren sehr kalt und wir erhielten alle lange Unterhosen.

Ich habe nur einen richtigen Angriff miterlebt. Davor bekamen wir Rum in unseren Kaffee und Marihuana-Zigaretten. Beides war mir zuwider. Danach waren wir weder vorwärts noch zurück gegangen, hatten nur viele Verwundete und drei Tote. Ein paarmal waren Gerhard und ich im Schußfeld. Ich hatte schreckliche Angst!

Da ich Blutgruppe »O« habe, bin ich allgemeiner Blutspender. Damals gab es keinen anderen Test, nur die vier Gruppen. Das Blut wurde direkt übertragen. Ich lag neben dem Verwundeten und mein Blut floß aus meinem Arm in seinen. Es war sehr befriedigend zu sehen, wie ein bleiches Gesicht mit blauen Lippen langsam Farbe annahm. Nach dem Angriff habe ich jede Woche ca. 200 cc Blut gespendet.

Nach sechs Monaten bekam ich Urlaub. Hans arbeitete als Ballistiker in Barcelona und stand vor seiner Übersiedlung nach Lerida. Während ich in Barcelona war, traf ich Major Clem Attlee, der 1945 Labour-Premier wurde und Fenner Brockway, den Vorsitzenden der ILP. Beide wollten sich mit POUM-Funktionären und Anarchisten unterhalten. Ich begleitete sie überall hin und übersetzte. Am Abend saßen wir dann im Café zusammen. Fenner wollte mehr wissen, als ich ihm in meinem schlechten Englisch mitteilen konnte. Aber es war eine sehr interessante Woche für mich, und ich lernte die Hintergründe kennen, die dann zu den Straßenkämpfen in Katalonien führten.

Ich schaffte es, nach Lerida versetzt zu werden, und arbeitete dort als Orthopädin in einem Krankenhaus für Verletzte. Wir wohnten in einer Klosterzelle. Hans hatte ein Auto mit Chauffeur zur Verfügung und nahm mich einmal mit nach Manresa, dem Kloster des heiligen Grals. Es wurde vom katalanischen Kriegsminister benutzt. Ein Märchenschloß.

Das war ein guter Monat, April 1937. Wir arbeiteten beide und machten Zukunftspläne für unser Leben im sozialistischen Spanien.

Mai 1937: Die Sowjet-Union hatte Techniker und Lebensmittel geschickt. Keine Waffen. Bedingung: Wiederherstellung des Status quo in Katalonien und Asturien. Fabrik- und Grundbesitzer sollten wieder in ihre Rechte eingesetzt werden, der Klerus, sofern er nicht offen faschistisch war, wieder zugelassen werden und alle Nicht-Kommunisten, d.h. Anarchisten und POUM-Mitglieder, sollten gleich geschaltet werden. Die Kommunisten besetzten die Telefonzentralen in Barcelona und Lerida, Straßenkämpfe folgten, es gab Tote und Verwundete. Die russische Absicht war, der spanischen

Revolution ein respektierliches Gesicht zu geben und sie so für die westlichen Mächte, England und Frankreich, akzeptabel zu machen. Die unzuverlässigsten Generäle wurden wieder einberufen, die später demokratische Stützpunkte, z. B. Malaga, verrieten. Die Bourgeoisie kam aus ihren Löchern – es war wie 1918 in Deutschland, als sich die Reaktion hinter Noske und Scheidemann versteckte. Man hatte das Gefühl des »de'ja«, nur daß diesmal die KP der reaktionäre Faktor war. Außer den Kriegsindustrien wurden alle enteigneten Betriebe ihren früheren Besitzern zurückgegeben. Die POUM-Zentrale wurde geschlossen, ihre Funktionäre verhaftet. Andreu Nin, Kopf und Herz der POUM, wurde erschossen. Stoßtruppen wurden gegen die Anarchisten organisiert, die jeden Widerstand brechen sollten. Damals war Bilbao schon bedroht, und jeder Mann wurde an der Front gebraucht.

Hans war bei den Straßenkämpfen in Lerida. Es war einer der schlimmsten Tage meines Lebens: gegen unsere eigene Seite zu kämpfen; verteidigen zu müssen, was die Revolution seit 1936 verwirklicht hatte und vielleicht alles in diesem sinnlosen Zusammenstoß zu verlieren. Die POUM, als die schwächste Partei, war das selbstverständliche Opferlamm. Alle Mitglieder – und wir mit ihnen – wurden als Agenten Francos hingestellt, als Verräter an der Arbeiterklasse. Dasselbe geschah, was in Deutschland vor der nationalsozialistischen Machtübernahme geschehen war: die Stalinisten hatten die Sozialdemokraten »Sozialfaschisten« genannt. Alles, was in Spanien vor sich ging, war folgerichtig. Die KP suchte nach »Trotzkisten« und erschöß sie. Natürlich »siegten« sie in diesen Straßenkämpfen und an der »ideologischen Front«: »Wenn das und das nicht geschieht, werden wir den Krieg verlieren.« Und wer wollte das?

Und doch wußten wir in unserem Inneren, daß der Krieg schon verloren war. Zehn Monate hatte ein wirklicher Sozialismus existiert, ein System, für das es sich lohnte zu kämpfen.

Dann begannen die Verhaftungen von POUM-Mitgliedern und Anarchisten. Nichts war den Stalinisten verhaßter als sozialistische Opposition. Die größte Wut richtete sich gegen die vermeintlichen oder wirklichen Trotzkisten.

Ende Mai sollte Hans nach Lerida zurückfahren. Er wurde im Bus mit vielen anderen – meist Ausländern – verhaftet. Unter ihnen war auch Else, Gerhards Frau. Er war auch in Barcelona, und wir betrachteten uns als »Gesellschaft mit beschränkter Verhaftung«. Mit ihr war auch Katja Landau verhaftet worden, die mit ihrem Mann Kurt aus Wien gekommen war. Kurt war ehemaliger Privatsekretär Trotzki's. Die KP suchte ihn. Er hatte genug politische Erfahrung um zu wissen, daß er nicht lebend aus Spanien herauskommen würde. Wochenlang versteckten ihn die Anarchisten. Dann wechselte er die Unterkunft. Ich brachte ihm Essen und Nachrichten. Etwas betonte er immer wieder: Wen die Arbeiterbewegung einmal gepackt hat, kommt nie wieder von ihr los, ob er aktiv bleibt oder nicht. Zwei Tage nach meinem letzten Besuch verschwand Kurt Landau für immer. Damals beglichen die Stalinisten ihre Rechnungen. Nach Ende des Bürgerkrieges konnte ihnen niemand etwas nachweisen.

mit allen nur vorstellbaren Grausamkeiten. Die zum Foltern und Abschlachten erzogenen Truppen der Fremdenlegion und der aus Marokko herbeigeholten Mauthen nahmen sich der Überlebenden des Bombardements an. In Asturien wurde die Epoche der Tortur eingeleitet. Wer in die Hände der Schergen geriet, dem wurden Zangen und glühende Eisen angelegt, dem wurden die Hände, die Geschlechtsteile zerquetscht, dem wurden die Knie, die Füße mit Hämmern zerschlagen, der hatte seinen Tod vielfach zu erleiden, wurde an die Mauer, untern Galgen, vor das selbstgeschaufelte Grab geführt, zur Hinrichtung auf den Stuhl gebunden, im Beisein der Frauen und Mütter, ehe er schließlich erhängt, garrotiert, erschossen oder in den angespitzten Pfahl getrieben wurde ...

Und doch konnten die Schändlichkeiten den Aufruhr nicht ersticken. Ein revolutionärer Prozeß hatte begonnen, das politische Bewußtsein der Arbeiterklasse stärkte sich, und wenig mehr als ein Jahr später, im Februar Sechsenddreißig, war die von den Sozialisten und Kommunisten angestrebte Regierung der Volksfront Wirklichkeit geworden.« Ebenda, S. 234.

»Ohnmacht überkam sie. Warum ist es noch nicht gelungen, mochten sie sich fragen, im antifaschistischen Krieg die Gegensätzlichkeiten abzubauen, warum ließ sich, wie es doch vorn im Feuer immer erreicht worden war, nicht auch oben Geschlossenheit herstellen. Durutti, der Held der ersten Offensive, die Verkörperung des ungezähmten, von keinen Parteistreitigkeiten behelligten Volkswillens, war in den Kämpfen um die Universitätsstadt von Madrid im November Sechsumdreißig gefallen, rechtzeitig, meinten viele, um nicht ausgeschaltet zu werden wie die Führer der Marxistischen Vereinigung, zu früh, sagten andere, denn nur ihm wäre es vielleicht möglich gewesen, die Ideale der Revolution, die mitreißende Solidarität der Initialzeit mit der zentralisierten Staatsführung, dem effektiven Militärapparat zu verbinden.« Ebenda, S. 242.

»Die Partido Obrero de Unificación Marxista galt als ein Instrument des Trotzismus. Nin und Maurin ... waren ursprünglich, die Konföderation der Arbeiter leitend, für einen Anschluß an die Kommunistische Internationale gewesen. Sie gehörten

Ich versuchte, die Konsulate über die verhafteten Ausländer zu alarmieren. Die meisten waren hilfsbereit, machten Besuche und Vorstellungen und erreichten auch, daß die, die gültige Pässe hatten, nach Frankreich abgeschoben wurden. Nur der englische Konsul war die Ausnahme: »Wer jetzt noch in Barcelona ist, ist dort auf eigene Gefahr. Wer Verstand hat, ist längst abgereist.« Ich war nicht so schnell loszuwerden, sondern fragte leise und bescheiden, wer ihn denn bezahlte und wofür. Da wurde er rot im Gesicht und schrie: »Sie Kommunistin, machen Sie, daß Sie rauskommen«.

Inzwischen wurde Barcelona von der See bombardiert. Das war eine neue Erfahrung. Es ist merkwürdig, wie man sich an Luftangriffe gewöhnen kann, aber schreckliche Angst kriegt, wenn es quer schießt und die Vorderwände der Häuser verschwinden.

Im August 1937 kam die Reihe an mich. Mit sechs spanischen Genossen wurde ich in der Wohnung von Andreu Nin verhaftet, wo ich eine Decke für Hans holen wollte.

Die ersten zwei Monate war ich incommunicado. Das ist nicht so schlimm, wie es sich anhört. Ich hätte sowieso keinen Besuch bekommen, alle meine Freunde, mit Ausnahme von Gerhard, saßen. Ich weiß nur, daß es ein Militärgefängnis war. Ein paarmal wurde ich von einem deutschen Stalinisten vernommen. Er schrie, daß ich eine Agentin Francos und eine deutsche faschistische Spionin sei. Es lohnte sich nicht, darauf zu antworten; ich hatte keine wichtigen POUM-Funktionäre gekannt, hatte nur einmal drei Stunden mit George Orwell im Bus gesessen. Nur meine Beziehung zu Landau hätte gefährlich werden können, aber davon wußten sie nichts. Beim letzten Verhör sagte der Stalinist, daß eine Kugel zu schade für mich wäre, Munition sei knapp!

So kam ich ins offizielle Frauengefängnis, das von einer POUM-Genossin geleitet wurde. Sie war die Frau von Andrade, einem hohen Funktionär. In einem Land, in dem die Frauen die wenigsten Rechte haben, behalten sie ihren eigenen Namen; deshalb wußte niemand, wer sie war. Sie konnte uns natürlich keine Erleichterungen gewähren, aber als politische Gefangene brauchten wir nicht zu arbeiten und durch sie erfuhren wir, was »draußen« vor sich ging. Wir waren dreißig »Politische«, lebten in einem großen Saal mit herrlicher Aussicht. Außer einer unpolitischen Deutschen, deren Mann Anarchist war, und einer ebenso unpolitischen Französin, bestand unsere Gruppe aus spanischen POUM- oder anarchistischen Genossinnen. Das Gefängnis faßte ca. 600 Frauen; die sogenannten Kriminellen waren ehemalige Nonnen, Frauen von kleinen Schiebern und Kriegsgewinnlern.

Jeden Morgen benutzten wir die Duschen – nie trafen wir eine der Anderen. Ich hörte, daß sie glaubten, wir müßten entsetzlich dreckig sein, daß wir so viel Wasser brauchten. Jedenfalls tauschten sie Seife gegen Brot. Nicht, daß wir genug hatten, ich glaube, es waren 300 Gramm pro Tag und zwei Teller Reis- oder Erbsensuppe, und zwei Tassen einer braunen, warmen Flüssigkeit. Wir waren sehr hungrig, aber die Zivilbevölkerung mußte mit derselben Ration auskommen und arbeiten.

Die Nonnen waren alle im mittleren Alter. Schwester Teresa

bleibt mir im Gedächtnis wegen ihrer großen Güte. Sie verwaltete die spärliche Apotheke. Nie war sie ungeduldig oder sagte ein böses Wort. Man hätte denken können, wir Sozialisten wären die Verkörperung Satans auf Erden für sie – im Gegenteil, sie bemutterte uns alle und wußte immer Rat. Ich habe oft an sie gedacht und wußte gern, wie ihr Leben geendet hat.

Meine Freundin war Maria-Teresa Sarda, die zusammen mit ihrer Mutter als POUM-Mitglied verhaftet worden war. Sie gab mir Unterricht in Spanisch und ich revanchierte mich mit historischem Materialismus. Wir versuchten, eine internationale Stenographie zu erlernen, aber das mißglückte völlig. Wir liefen jeden Tag zwei Stunden um den langen Eßtisch herum und machten Gymnastik.

Unsere Mägen waren geschrumpft, so daß wir nach den ersten wirklich hungrigen Monaten mit unseren Rationen auskamen. Jedenfalls war es leichter, Hunger zu haben, als ohne Seife zu leben. Außerdem hatten wir Kleiderläuse. Sehr selten bekam eine der spanischen Genossinnen ein Paket. Alles wurde geteilt. Wir hatten eine Ärztin bei uns, Deutsche, angeblich »politisch«, älter als wir. Eines Tages bekam sie ein Paket und verschwand damit; es wurde nicht erwähnt, aber wir sprachen nicht mehr mit ihr, sie wurde von allen ausgeschlossen. Sie hatte eine grundlegende Regel verletzt und mußte dafür bezahlen.

Eine Szene bleibt mir im Gedächtnis: Die Frauen von ungefähr zehn Männern – als Faschisten bezeichnet – wurden früh um fünf Uhr ins Männergefängnis gefahren, um sich von ihnen – die dann erschossen wurden – zu verabschieden. Nach einer Stunde kamen sie zurück, schrien herzerreißend, rissen an ihren Haaren, zerrissen ihre Kleider – es war entsetzlich, es hören zu müssen, und wir litten alle mit. Es kam kein Gespräch auf, und alle Aktivitäten ruhten. Dann kam der Nachmittag: Um vier Uhr traten dieselben Frauen mit Blumen im Haar an. Sie hatten Kastagnetten an den Händen und tanzten und sangen. Es waren fröhliche Tänze. Sie hatten ja früh ihre Trauer bekundet – und nun ging das Leben weiter. Diese Psychologie wird uns ewig unverständlich bleiben.

Drei Wochen nach meiner Verhaftung wurde Hans entlassen und fuhr zurück nach Frankreich mit den üblichen »visa sans arret«. Im Sommer 1937, am letzten Tag der Gültigkeit seines Passes, ging er zurück nach Holland. Frankreich ließ Niemanden ohne ein Endvisum herein. Mein Paß war abgelaufen. Wer immer uns verhaftete, hatte uns alle Papiere abgenommen, die ich natürlich nie wiedergesehen habe. Die Ausländer mit gültigen Pässen wurden langsam entlassen, nur die deutschen und italienischen Emigranten blieben. Die Ungewißheit über die Länge der Gefängniszeit war das Quälendste. Ganz abgesehen von dem langsamen Vormarsch der Franco-Truppen, den wir natürlich nie erwähnten.

Ich liebte Spanien, das Land, die Leute, das Klima, die Sprache, das Essen, selbst das immer wiederkehrende »manana«, mit dem sie alle Entscheidungen hinausschoben. Aber seit Anfang 1938 wußten wir alle, daß Francos Sieg nur noch eine Frage der Zeit war.

Eines Tages wurde ich ins Büro gerufen. Ein Beamter des englischen Konsulats war dort mit einem in Zeitungspapier gewickelten Paket. Ich sollte schwören, um meine Identität zu

zu den Begründern der Kommunistischen Partei, trennten sich aber, nach den Ereignissen von Kronstadt, von der sowjetischen Linie. Auch von Trotzki, dem sie später, als oppositionelle Linkskommunisten, nahestanden und von dem sie Orientierungen übernommen hatten, sagten sie sich los, da er ihnen, wie seinen Verbündeten in Frankreich, empfahl, in die Sozialistische Partei einzutreten, um dort eine revolutionäre Plattform zu errichten. Für den Zusammenschluß der Gruppe um Nin hatte Trotzki nur Spott übrig ... Von Trotzki's Sicht aus standen die sogenannte Marxistische Arbeiterpartei und der linke Anarchosynikalismus einer revolutionären Entwicklung ebenso im Weg wie die von den sowjetischen Direktiven abhängige Kommunistische Partei.«

Ebenda, S. 242f.

»Das Wesen des Feinds läßt sich in Graden messen, im entscheidenden Augenblick aber steht uns nur ein Feind gegenüber. Deshalb mußten Nin, Gorkin, Bonet, Andrade, Gironella, Arquer und andere Wortführer der Opposition verhaftet werden. Sie wurden beschuldigt, sagte Münzer, Geldverschiebungen, Waffenschmuggel, Spionage, Sabotage betrieben und die Übergabe des Lands an die Falangisten vorbereitet zu haben. Dies kann mit ihrer Haltung nicht übereinstimmen. Wir kämpfen um die

Wahrheit, um eine bessere Zukunft, sagte Gomez ... Wir benötigen auf unserem Weg tiefere Einsichten in die historischen Zusammenhänge, unablässige Schulung in den Fragen der proletarischen Bewegung. Gleichzeitig stiehlt sich von allen Seiten die gegnerische Verschwörung ein. Entstellungen, Verdrehungen, gegensätzliche Parolen vermischen sich mit unsern Aussagen und Anordnungen. Um unterscheiden zu können zwischen dem, was uns nützt, und dem, was uns schädlich ist, haben wir uns auf bestimmte Begriffe zu einigen. Später, wenn unsere Aufgaben bewältigt sind, können wir die gegenwärtige Zeichnung in Schwarz und Weiß zu ihrem ganzen Spektrum auseinanderlegen, heute muß jede Anklage, die sich gegen einen unserer Feinde richtet, auch auf alle andern zutreffen. Deshalb sind diejenigen, die sich den Beschlüssen der Regierung widersetzen, vor das Militärgericht zu stellen, und, wenn notwendig, zu liquidieren. Dies, sagte Münzer, entspräche nicht der Auffassung großer Kreise in den Syndikaten und Gewerkschaften. Dort käme Nin und seinen Gefährten noch immer hohes Ansehen zu, und Beunruhigung breite sich aus über ihren Verbleib. Mögen wir ihnen auch keine andre Schuld zumessen, sagte Hodann, als die Hingabe an einen atavistischen Heroismus, an einen Traum von vollkommener Freiheit, dazu verurteilt, an den Panzerwänden der italienischen Tanks und unter den Bomben der deutschen Flugzeuge pulverisiert zu werden, so müssen wir ihrer Besetzung doch zustimmen, weil sie, mit ihrer Begeisterung für das Undurchdachte, der Emanzipation der Arbeiterklasse im Weg stehen. Münzer indessen war nicht der

beweisen. Ich nahm das Paket in die linke Hand, aber er machte mir klar, daß es die rechte sein mußte. Ich schwor also, daß ich »ich« wäre. Erst später erfuhr ich, daß ich auf die Bibel geschworen hatte. Er fuhr dann mit mir in die Stadt, um mich photographieren zu lassen. Kein Wort wozu, wieso, warum, wann. Drei Wochen voller Ungeduld vergingen, mittlerweile war es August 1938 geworden. Da fuhr ein altes Auto vor: der Konsulatsbeamte. Er brachte einen englischen Reisepaß, gültig für drei Monate. Ich mußte in aller Eile zusammenpacken – viel war es nicht. Mein spanisches Geld ließ ich im Gefängnis, die Pesete wurde nicht gehandelt. Ein paar Tränen flossen – und die dreizehn Monate endeten, wie sie begonnen hatten, ohne Übergang.

Zu der Zeit gab es kaum noch Ausländer in Barcelona. Der englische Zerstörer »Imperial« machte die Runde zwischen Barcelona, Valencia und Marseille und hatte Engländer evakuiert. Wenn jetzt noch ein Passagier angemeldet wurde, mußte er eine wichtige Persönlichkeit sein. So stand die Mannschaft, unter Führung des Kapitäns, Spalier, und ich bestieg das Schiff in einem dünnen Rock, Lederjacke und Espadrilles. Ich bekam die Kabinen des zweithöchsten Offiziers. Nach dem Essen – mit Messer und Gabel, nach so langer Zeit – bat ich um eine Unterredung mit dem Kapitän und klärte den Irrtum auf. Er lachte, fand alles sehr komisch und meinte, wenn ich wolle, könnte ich an Bord bleiben und die Mittelmeerrunden mit ihnen machen. Ich lehnte höflich ab und nach siebzehn Stunden stieg ich in Marseille ohne einen Pfennig aus und suchte das englische Konsulat auf.

Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich mich dem Ekel aus Barcelona gegenüber sah? Er sah mich kurz an und sagte: »Wir kennen uns doch«. Und dann begann eine Schimpfkanonade gegen alle Kommunisten und Gesindel wie mich. Als es in Barcelona zu gefährlich wurde, hatte er sich nach dem sicheren Marseille abgesetzt. Ich wollte nur genug Geld, um nach Amsterdam zu telegraphieren und irgendwo zu übernachten. Ich versprach, das Geld am nächsten Tag zurückzuzahlen – er war überzeugt, es nie wiederzusehen. Aber ich zahlte zurück und fuhr nach Paris.

September 1938 – München – der Krieg war noch einmal abgewendet worden, die französische Mobilisation wurde rückgängig gemacht. Frauen weinten Tränen der Erleichterung auf den Straßen.

Ich wurde mit offenen Armen von den deutschen Genossen empfangen, besonders von Brandler und Thalheimer, denen ich ausführlich berichten mußte. Es war natürlich ein bißchen enttäuschend, schließlich hatte ich die letzten dreizehn Monate im Gefängnis verbracht.

Nach Holland zu Hans konnte ich nicht; die Holländer stellten Spanienkämpfer sofort über die deutsche Grenze. Sowie die erste Erleichterung, in einem friedlichen Land zu sein, vorbei war, hatte ich das Gefühl, ich sollte zurück nach Spanien; ich gehörte dazu, vielleicht konnte ich da noch helfen... Es war völlig irrational, idiotisch.

Ich habe die äußeren Geschehnisse dieser Katastrophe, die der Spanische Bürgerkrieg und die Revolution waren, beschrieben.

Aber was ich nicht beschreiben kann, ist, woraus die Attraktion Spaniens bestand: die Geräusche, Gerüche, die durchsichtige Atmosphäre Barcelonas am frühen Morgen und vor allem die Gesichter der Milicianos und der Genossen, die ich jetzt noch bis ins kleinste Detail beschreiben könnte.

Spanien hat unsere Ehe zerstört – vor dem Zweiten Weltkrieg konnten wir kein gemeinsames Land finden, danach war es zu spät. Trotzdem möchte ich das Erlebnis um nichts in der Welt versäumt haben.

gleichen Meinung. Denn er habe im Feld neben ihnen gestanden, sagte Münzer, und wisse von ihrer Tapferkeit zu berichten. Ihre Herabwürdigung sei ideologisch und parteipolitisch bedingt.«
Ebenda, S. 243f.